Im Wirkungskreise der Frauen.

Unsere Kleidung im Winter.

Ein Wort über Straßenkleidung im Winter: Große Sorgfalt sollte darauf verwandt werden, nicht zu schwere Kleidung im Winter zu tragen. Zu warm angezogen, macht die Haut träge, und da sie nun mal ein wichtiger Faktor zur Erhaltung der Gesundheit ist, sollte man ihr auch große Aufmerksamkeit zuwenden. Der Körper soll wohl warm gehalten werden, ich will hier nicht unvernünftiger Abhärtung das Wort reden, aber zu viel Wolle am Körper ist auf keinen Fall gut. Diejenigen unter uns, welche sich ängstlich vor jedem kalten Lufthauch hüten, die da meinen, jeder Wind oder Regentropfen müßte ihnen unbedingt eine arge Erkältung bringen, sollten doch einmal bedenken, daß sie selbst schuld sind, daß ihr Körper so verweichlicht wurde. Langsam, aber systematisch, sollten wir uns daran gewöhnen, dünnere, vor allem weniger wollige Stoffe auf dem Körper zu tragen, nur auf diese Weise werden wir die Poren der Haut wieder arbeitsfähig machen, sie werden wieder anfangen zu atmen und die ihnen zugewiesene Arbeit an der Erhaltung des Körpers verrichten. Und auch vor den bösen Anfällen von Grippe und Rheumatismus werden wir uns besser schützen, wenn wir uns ein wenig abhärten.

Vielfach wird aber noch ein großer Fehler gemacht: zu wenig Ueberzeug angezogen, wenn man hinausgeht. In den meist überheizten Apartementhäusern kann man doch unmöglich dicke, warme Kleider anhaben, aber desto mehr sagen sie uns zu, wenn wir hinaus in die Kälte gehen. Viele Menschen glauben nun, sie müßten unbedingt wollene Unterwäsche tragen, um sich vor der Kälte zu schützen. Das ist aber nicht ganz richtig. Wenn wir ausgehen, so geschieht es doch recht oft, daß wir vielleicht liebe Freunde besuchen, die ebenfalls eine recht mollig warme Wohnung haben. Der Mantel wird wohl abgenommen, aber das warme Unterzeug bleibt doch und ist viel zu dick für die warme Stube. Gehen wir dann wieder hinaus in die Kälte, so müßten wir doch von rechtswegen einen recht schweren Mantel anziehen, das ist aber schon wegen des Gewichts nicht angängig. Da wird dann gegen die Gesundheit gesündigt und zu leichte Sachen werden angezogen. Wir sollten uns daran gewöhnen, leichte Kleidung im Zimmer zu tragen und einen warmen Mantel für draußen. Und viel Zeit an der frischen Luft zubringen, nicht immer gleich uns heremetisch gegen schlechtere oder kalte Witterung abschließen.

Auf einem meiner gesellschäftlichen „Spaziergänge" begegnete mir neulich eine Dame, welche ihr reizendes kleines Töchterlein an einem klaren, kalten Wintertage spazieren führte. Die Kleine war warm angezogen, hatte Mantel, Pelzkappe und Muff angetan, aber o weh, die armen kleinen Beinchen waren blau gefroren, weil ihnen nämlich die wärmende Hülle fehlte. Mir tat das kleine Mädchen leid, denn wenn es auch reizend aussehen mag in den Augen mancher Mutter, ihre heranwachsenden Töchterchen mit halben Strümpfen herumlaufen zu lassen, so lasse ich mir die Sache im Sommer wohl gefallen, aber im Winter? Jede Mutter sollte doch wissen, daß ein Kind Wärme braucht, ist nun der ganze Körper warm eingepackt, manchmal vielleicht zu warm, sodaß die Außenkälte ihm nichts anhaben kann, warum nicht auch die Beine? Das Blut beschreibt doch einen regelmäßigen Kreislauf durch den Körper, es strömt warm durch die Adern, wird manchmal überheiß, wenn es im Oberkörper zirkuliert, und kommt dann an eine Stelle, wo es sich plötzlich abkühlt und strömt kalt in die heißen Adern zurück. Das kann doch vom gesundheitlichen Standpunkt nicht sehr zuträglich sein. Abhärten ist gesund, aber mit Maß und Verstand muß es angefangen werden.

Nervöse Hausfrauen.

Die Nervosität ist in unserer Zeit ein sehr verbreitetes Leiden, und die Menschen, welche sich noch stählerner Nerven rühmen können, werden immer seltener. Aber nicht nur Berufsangehörige, welche einem aufregenden oder anstrengenden Daseinskampfe standhalten müssen, leiden häufig an nervösen Beschwerden, sondern auch recht viele Hausfrauen klagen über Nervosität und ihre Begleiterscheinungen. Bei ihnen sind die Ursachen einer nervösen Reizbarkeit in vielen Fällen nicht wirkliche ernste Sorgen, sie bestehen vielmehr recht oft in den mannigfachen kleinen Mißgeschicken und Unannehmlichkeiten, welche bei der Führung eines Haushalts, selbst unter den günstigsten Lebensbedingungen, unvermeidlich sind. Es gibt Frauen, welches jedes noch so unbedeutende Versehen ihrer Dienstboten maßlos aufregt, die durch die Unpünktlichkeit der Schneiderin oder eines Handwerkers in Verzweiflung geraten. Ueber die Unart ihrer kleinen Kinder vergießen sie Tränen des Unmuts, statt den Schlingelchen in aller Seelenruhe ein paar wohlverdiente Klapse zu verabreichen. Die Schwäche oder Reizbarkeit, welche die Veranlassung dazu ist, alles von der schlimmsten Seite zu betrachten oder eine verdrießliche Kleinigkeit als einen förmlichen Unglücksfall anzusehen, ist bei manchen Menschen bereits in ihrer Veranlagung begründet. Andere wieder erwerben sie im ständigen Kleinkrieg mit den Unannehmlichkeiten des Lebens. Es sind durchaus nicht egoistische Naturen, im Gegenteil recht oft die unermüdlichsten, sorgsamsten Hausfrauen und die aufopferungsvollsten Mütter, welche in treuer Pflichterfüllung sich nicht genugtun können und häufig dabei über das verständige Maß hinausgehen.

Ob nun aber eine solche Anlage vorhanden ist oder nicht, immer hat eine Frau, in deren Händen das Wohl und Wehe einer Familie ruht, die ernste Pflicht, ihre Nerven zu schonen und gesund zu erhalten, denn einesteils wird sie selbst durch die reizbare Stimmung viel an Lebensmut und Arbeitsfreudigkeit einbüßen, anderseits erhält dadurch das ganze Hauswesen einen unfrohen, ungemütlichen Eindruck. Außerdem besteht aber dabei noch für die Ihren eine große Gefahr: die Nervosität überträgt sich nur zu leicht auch auf andere Familienmitglieder, welche sie ständig vor Augen haben.

Das beste Mittel gegen nervöse Reizbarkeit ist neben einer naturgemäßen vernünftigen Körperpflege unstreitig eine seelische Hygiene. Wir haben es in der Hand, durch Selbstdisziplin zur Beherrschung unserer Erregungen und Empfindungen zu gelangen, uns von Leidenschaft, Unmut und übertriebenen Sorgen nicht hinreißen und in eine ständig reizbare Stimmung hineintreiben zu lassen. Denn für die Nerven bleibt es sich ganz gleich, ob sie durch wirkliche Unglücksfälle oder nur durch Bagatellen erschüttert werden. Sie rächen sich in beiden Fällen, wenn ihnen zuviel zugemutet wird, durch immer größere Reizbarkeit. Wer dagegen versucht, den unvermeidlichen Zwischenfällen des Tages mit ruhigem Gemüte, mitunter sogar mit Humor zu begegnen, und sich gewissermaßen über die kleinen Schicksalstücken stellt, statt sich von ihnen niederdrücken zu lassen, der wird nicht nur der Nervosität wirksam vorbeugen, sondern sein Haus zu einem Hort des Friedens gestalten.

Der Haararbeiter.

Excellenz ist bei ihrem heutigen Gang durch den Schützengraben sehr leutselig. Ein wackerer Bayer erregt ihre besondere Aufmerksamkeit: „Sag mal, mein Sohn, was bist denn Du von Beruf?"

„Haarzurichter, Ex'lenz!"

„So, das gefällt mir, daß Du mir nicht mit dem verfluchten Fremdwort „Coiffeur" kommst. Wo arbeitest Du denn?"

„In 'ner Pinselfabrik, Ex'lenz!"

Der erste Schritt.

Ein friedliches Bild aus Nowo-Alexandrowsk: Polnisch sprechender deutscher Soldat als Lehrer bei russischen Kindern.

Heimkehr.

Skizze von **Hans Wohlbold.**

Wilhelm Geer saß im Hinterland des südlichen Kamerun, als er den Brief von zu Hause erhielt. Sein Name stand auf dem schmutzigen, zerknitterten Umschlag, der durch viele Hände gegangen war, und darunter stand „Kamerun" — weiter nichts. Das Schreiben kam ihm vor wie eine Kugel, die der Schütze aufs Ungewisse ins Blaue hinein sendet, und die doch ihr Ziel trifft. Fast wie ein Wunder war es, daß er sich wirklich gerade in Kamerun aufhielt, um Elefanten zu jagen und nicht droben in der Sahara oder am Tanganjika, wo er voriges Jahr gewesen war, oder am Sambesi, wohin er vielleicht von hier aus gehen wollte.

Sein Bruder war es, der ihm schrieb, aus Berlin. Die Schrift war schwerfällig und unbeholfen, und der Brief wußte von nichts zu erzählen als von Sorge und Not. Seit zwanzig Jahren hatte der alte Jäger kein Wort aus der Heimat gehört, der Brief mutete ihn an wie ein seltsamer Traum. Er saß hoch in den Bergen. Mächtige Wälder rauschten tief unter ihm aus den Hütten der Eingeborenen, die wie ganz kleine Bienenkörbe aussahen, kräuselte der Rauch. Die Luft war kristallklar, schäumende Wasser sprangen von den Felsen, und ein Adler kreiste in dem tiefen, leuchtenden Blau des Himmels. Trotzdem die Sonne wie Feuer flammte, war es angenehm frisch, ein kühler Wind ging über die Felsenhöhen.

Wilhelm Geer mußte die ganze Kraft seiner Erinnerung aufrufen, um sich vorstellen zu können, daß es hohe Häusermauern gab und finstere Hinterstuben, in die keine Sonne schien, daß er selbst einmal so gehaust hatte, und daß die anderen noch dort saßen, daß sie von einem grauen Tag auf den anderen lebten und warteten — auf die Sonne oder auch auf nichts — sie wußten es wohl selbst nicht. Vielleicht warteten sie auch auf ihn. Der Brief, den er in Händen hielt, rief ihn mit keinem Wort zurück, aber es stand zwischen den Zeilen, daß es die letzte Hoffnung war.

Er hatte es daheim nicht mehr ausgehalten, das Grauen vor dem Alltag hatte ihn weggetrieben. Niemals hatte er eine Zeile übers Meer geschickt. Zuerst unterließ er es, weil er nichts Gutes zu berichten hatte. Als es ihm dann besser ging, schob er das Schreiben immer wieder hinaus. Stets hatte er andere Gründe, er fand Ausreden vor sich selbst, wohl deshalb, weil er die ganze Vergangenheit vergessen wollte. Zwanzig Jahre lang war das so — und zwanzig Jahre lang saßen sie daheim in der grauen Hinterstube und warteten auf ein Wort von ihm. Der Brief des Bruders war ihm wie die laute, mahnende Stimme des Gewissens. Als er ihn zu Ende gelesen hatte, stand sein Entschluß fest — er mußte heim, jetzt, sofort. Ohne Zögern wollte er auf dem nächsten Weg die Küste aufsuchen, wollte alles, was er besaß, vollends zu Geld machen — der alte Jäger war ein reicher Mann — und mit dem ersten Schiff, das er erreichen konnte, heimkehren. Seit einer Woche befand er sich auf dem Weg, als er bei nächtlicher Rast im Urwald seltsame Signale hörte. Ueberall ringsum wurden plötzlich Palavertrommeln gerührt, unheimlich klang das harte Rasseln durch die Stille. Der alte Afrikaner verstand die Sprache der Signale gut, aber er traute seinen Ohren nicht, als die Palavertrommeln Kriegverkündeten. Die Gewißheit erhielt er schon am nächsten Tag. Nicht Kamerun war im Aufstand, wie er geglaubt hatte. Ein Missionar, den er in seiner Station aufsuchte, hatte eben die Nachricht erhalten, daß Europa in Kamerun einfielen. ten, daß Europa in Flammen stand und daß Engländer und Franzosen in Kamerun einfielen. Die Gerüchte waren unbestimmt. An der Küste sollte gekämpft werden, auch sprach man von feindlichen Ueberfällen im Norden bei Garua und im Süden bei Ukoko.

Einen Augenblick tat es Wilhelm Geer leid, daß er dies alles hören mußte. Der Kampf war sein Element und trotz seiner fünfzig Jahre konnte er seinen Mann stellen wie irgendeiner. Aber nur gerade jetzt hätte es nicht sein sollen, jetzt wo er heim wollte. Er wunderte sich selbst, daß er es plötzlich so eilig hatte, aber der Brief mußte das wohl bewirkt haben. Er rührte vieles auf, was bisher ganz auf dem Grunde seiner Seele schlief. Zwanzig Jahre lang war alles wie ausgelöscht gewesen, was in die Vergangenheit wies, und nun packte ihn plötzlich das Heimweh. Aber es war Krieg, da ließ sich nichts ändern, ehe der vorbei war, konnte er nicht an die Rückkehr denken.

Eine Nacht blieb er bei dem Missionar, dann begab er sich geradeswegs zur nächsten Militärstation und stellte sich und seine Büchse dem kommandierenden Offizier zur Verfügung. Dieser dankte ihm, sagte aber zugleich, daß hier zunächst kein Kampf zu erwarten sei. Er wußte schon mehr über die allgemeine Lage als der Missionar. Die Kolonie war vom Meere her bedroht, englische und französische Truppen standen auf deutschem Gebiet, suchten die Neger aufzuwiegeln und behandelten die Kolonisten so schlecht wie möglich. An der nahen Südgrenze — meinte der Offizier — würde man den Jäger wohl brauchen können. Der Feind sollte nach der Landung bei Ukoko bis Ojem vorgedrungen sein. Nach einer anderen Version hatten deutsche Truppen die Grenze überschritten und waren schon bis Essone gekommen.

Wilhelm Geer dankte für die Auskunft und begab sich nun nach Ojem. Der Hauptmann, der den Platz mit 125 Mann hielt, nahm ihn als Freiwilligen in seine Truppe auf und Wilhelm Geer, der durch langjährige Erfahrungen mit dem Leben in der Wildnis vertraut war, wußte sich schnell unentbehrlich zu machen. Die Franzosen standen südlich von Ojem am jenseitigen Ufer des Wolö, der von Osten und Westen fließt und bald die Grenze der spanischen Kolonie Muni erreicht. Der Feind konnte den Uebergang über den Wolö nicht erzwingen, aber er verlegte den Weg nach Muni und das wurde in Ojem besonders lästig empfunden, da es wichtige Papiere gab, die man gerne über das neutrale Gebiet nach Europa geschafft hätte. Unter den obwaltenden Verhältnissen schien dies unmöglich. Wilhelm Geer erbot sich, den Uebergang nach Muni zu versuchen. Ein Ueberschreiten der Grenze an irgendeiner Stelle nördlich oder südlich war nicht denkbar, da an beiden Seiten Engländer und Franzosen standen, es blieb nur der Wasserweg übrig. Auf dem Wolö gedachte der Jäger zum Ziele zu kommen.

Er trug dem Kommandanten seinen Plan vor, den dieser nach kurzer Ueberlegung gut hieß. Die Papiere wurden verpackt und versiegelt. Geer selbst aber schrieb einen Brief an seinen Bruder, in welchem er ihm mitteilte, daß er nach Beendigung des Krieges heimzukehren gedenke. Dieser Brief war ihm die Hauptsache, er war der Grund, daß er die Fahrt unternahm.

Spät am Abend stieg er in das kleine Boot, das ihn zum Ziele tragen sollte. Nur zwei Mann gaben ihm zum Fluß hinab das Geleite, damit der Feind, der immer auf der Lauer lag, nicht aufmerksam würde. Das winzige Fahrzeug wurde mit Zweigen gedeckt, die es maskierten und die feindlichen Posten täuschen sollten. Wilhelm Geer trieb es in die Mitte des Flusses und als es in der Strömung schwamm, legte er sich auf den Boden und überließ es sich selbst. Lautlos glitt die Nußschale mit dem einsamen Mann den Wolö hinab, dessen Wasser sich leise plätschernd um den Bug des Fahrzeuges schmiegten.

Der alte Jäger hatte unzählige Nächte einsam im Urwald durchlebt, nicht selten, so wie heute, von Gefahren umlauert, aber nie war es ihm noch so ernst zu Mute gewesen. Die Nacht war schwül und still. Zu beiden Seiten des Wassers, in dem sich die Sterne hüpfend und zitternd spiegelten, stand der Urwald wie eine undurchdringliche Riesenmauer und darüber wölbte sich blauschwarz und mit leuchtenden Funken übersät der nächtliche Tropenhimmel. Es war Mitte Dezember. In der Heimat gingen jetzt die Winterstürme durch das Land, es war kalt und auf den Wäldern lag der Schnee. Wilhelm Geer stellte sich vor, wie das aussah, die Wälder im Schnee, die Straßen in der Großstadt, in denen die Flocken tanzten. Das war alles, als ob er nur irgendeinmal davon geträumt hätte, so fremd, so unmöglich. Und doch war er dort daheim. Er war einmal — vor unendlich langer Zeit — mit heißen Wangen durch den Schnee gestapft, in seiner Jugendzeit, hatte Menschen geliebt und mit ihnen gesorgt und gehofft, die nur wie blasse Schemen noch vor seinem Geiste standen. Es war seltsam, daß er das alles vergessen hatte und daß es nun plötzlich wieder aufwachte. Er spürte eine Sehnsucht nach allem, was gewesen war und in tiefer Ferne lag und er fühlte doch, daß er es nie mehr finden würde — auch nicht, wenn er über das Meer in die alte Heimat fuhr.

Der Jäger wäre ins Grübeln gekommen, hätte nicht ein fernes Leuchten über dem Ufer seine Aufmerksamkeit erregt. Er näherte sich der spanischen Grenze und die Franzosen hatten wohl vorausgesehen, daß hier ein Ueberschreiten derselben versucht werden könne. An beiden Ufern des Wolö loderten mächtige Feuer, die das Wasser, das hier nicht sehr breit war, taghell erleuchteten. Es schien fast unmöglich, durchzukommen. Aber es gab viele Wasserpflanzen und treibendes Holz, so daß die Möglichkeit, man würde das mit den Zweigen gut maskierte Boot unbeachtet passieren lassen, immerhin bestand. Es gab jetzt nichts anderes, als den Versuch zu wagen. Wilhelm Geer, der sich in schneller Fahrt den erleuchteten Stellen näherte, ordnete nochmals die Zweige und verbarg sich zwischen ihnen. Das Paket mit den amtlichen Schriftstücken hielt er an den Bootsrand, um es unbemerkt ins Wasser werfen zu können, wenn man ihn gefangen nahm. Den Brief für seinen Bruder trug er in der Tasche. Unter den Zweigen versteckt sah er plötzlich Tageshelle über sich und dann hörte er laute Rufe, Schüsse krachten — er war bereits entdeckt. Vorsichtig richtete er sich empor, nur ganz wenig, da bekam das Boot einen heftigen Stoß, es war gegen einen Balken gefahren, der fest verankert schien. Trotz der pfeifenden Kugeln blickte der Alte über den Bootsrand, er sah sogleich, daß es kein Entkommen gab. Balken lag neben Balken. Die Franzosen hatten vorgesorgt. Ein leises Plätschern — die Papiere, die nicht in feindliche Hände kommen durften, glitten ins Wasser. Doch Wilhelm Geer richtete sich dabei zu hoch empor. Einen Moment war's ihm, als spüre er einen Schlag gegen die Stirne, dann sank er ins Boot zurück. Als die Franzosen kurz darauf das Fahrzeug ans Ufer zogen, lag er wie schlafend darin. Die Kugel hatte ihn sofort getötet. Der Offizier, der hier kommandierte, ließ die Taschen durchsuchen. Man fand einen Brief, der nach Berlin adressiert war. Der Leutnant riß den Umschlag auf. Er verstand Deutsch und las, was in einer steilen, kindlichen Schrift der alte Jäger geschrieben hatte, dessen Hand seit langem keine Feder mehr geführt:

„. . . Ich lebte hier immer so, als sei es nie anders gewesen und als sei ich hier zuhause. Aber nun fühle ich, daß ich doch mir in der Fremde war. Ich hatte alles vergessen, aber jetzt, wo ich alt bin und mein Haar grau geworden ist, habe ich doch Sehnsucht und ich denke, es ist Zeit, daß ich heimgehe . ."

Der Offizier faltete das Blatt nachdenklich zusammen und schob es dem Toten in die erstarrte Hand. Dann gab er einen kurzen Befehl. Drei Mann schoben das Boot ins Wasser zurück, die Strömung packte es und zog es rasch hinaus. Der Leutnant stand am Ufer und verwandte keinen Blick von ihm. Es wurde schnell kleiner und dann tauchte es aus dem hellen Licht der Wachtfeuer in das tiefe, schweigende Dunkel des Urwaldes. Das Wasser des Wolö trug die Barke des toten Jägers hinab zum Ozean.

Vorsicht ist die Mutter der Weisheit.

Zu dem einzigen Materialwarenhändler einer kleinen Stadt kam ein Fremder und kaufte sämtliche nicht mehr ganz einwandfreien Eier auf. Nachdem er sich vergewissert hatte, daß er alle vorhandenen „angehenden Hühner" erstanden, wollte er sich empfehlen, wurde aber von dem neugierig gewordenen Kaufmann gefragt: „Sagen Sie, das sieht ja gerade aus, als ob Sie heute abend „Hamlet" sehen wollten?"

„Sie haben's beinahe erraten", lautete die Antwort, „nur will ich nicht Hamlet sehen, sondern — ihn spielen."

Aus der Kunstausstellung.

„Ach, erlauben Sie, ist diese Statue Terracotta?"

„Nein! Ich glaube, sorben gehört zu haben, es sei George Washington."

Sicheres Zeichen.

„Ist es gewiß, daß ihr als Gegenüber den Naturpark bekommt?"

„Ganz bestimmt. Der Hausherr hat mich schon gesteigert."

Aus Kindermund.

Aus Elschens Aufsatzheft: Meine Sparkasse. Ich habe eine schöne Sparkasse, die mir meine Tante Emma geschenkt hat. Diese ist ein Schwein und hat im Kopf einen Schlitz, wo das Geld hineinkommt.

Aufzucht von Zimmerpalmen.

„Ein Knabe ah wie alle Knaben
Die Datteln für sein Leben gern,
Und um des Guten viel zu haben,
So pflanzt er einen Dattelkern."

Wem fiele nicht dies Verschen ein, wenn er die Ueberschrift gelesen hat? Dattelpalmen aus den Dattelkernen heranzuziehen, bereitet dem Blumenfreund viel Freude und ist durchaus nicht schwierig. Man legte im Hochsommer, etwa von Mitte August bis Ende September, die Kerne in kleine Töpfe, deren Inhalt aus sandreicher, mit Laub- und Rasenerde zu gleichen Teilen gemischter Mistbeeterde besteht. Will man eine schnellere Entwicklung bewirken, so empfiehlt sich das Vorkeimen der Kerne. Man legt sie zu diesem Zweck in einen mit Sägspänen gefüllten Blumentopf und hält sie mit Anfeuchtung durch warmes Wasser ständig feucht. Die angekeimten Pflänzchen werden später in die kleinen Töpfe gebracht. Diese stellt man während des ersten Jahres hinter das Fenster eines nicht zu sonnig gelegenen Zimmers. Im Frühjahr werden die Pflänzchen in ein wenig größere Töpfe versetzt. Im Sommer kann man die Töpfe ohne Schaden ins Freie bringen. Nur sorge man dafür, daß es nicht vor Ende Mai geschieht und daß die Töpfe einen halbschattigen, möglichst geschützten Standort einnehmen; scharfer Wind zerreißt sehr leicht die Palmwedel. Der Austrieb junger Blätter erfolgt im Frühjahr. In dieser Zeit der Entwicklung bedürfen die Palmen reichlicher Bewässerung. Gut tut man, sie mit dem Topf halb in den Erdboden einzugraben. Bedient man sich eines Untersatzes, so ist wohl darauf zu achten, daß das durchsickernde Wasser ständig entfernt wird, da es die Erde im Topfe verderben und die jungen Wurzeln vernichten würde. Ein öfteres, wenn möglich wöchentliches Abwischen des Staubes von den Wedeln mittels eines weichen, feuchten Schwammes und das Benetzen mit einer Blumenspritze fördern das Wachstum wesentlich. Das Austreiben neuer Wedel erfolgt gewöhnlich in den Sommermonaten. In dieser Zeit üppigster Vegetation ist auch Düngung angebracht. In Ermangelung von natürlichem Dünger empfiehlt sich die Verwendung von Gartendünger. Er wird in Wasser aufgelöst, und mit ihm werden die Töpfe begossen. Auch in Wasser eingeweichte Hornspäne geben einen vorzüglichen Dünger für Palmenpflanzen ab. Im Winter gieße man recht vorsichtig und mäßig und zwar nur dann, wenn die Oberfläche der Erde auszutrocknen beginnt. Das zu verwendende Gießwasser muß abgestanden sein und die Temperatur des Zimmers besitzen. Häufig werden Palmen von Schildläusen heimgesucht, die ihr Gespinst mit Vorliebe in die Blattwinkel ablegen. Waschungen mit Seifenwasser genügen meist zur Entfernung der sonst für die Pflanzen verderblichen Schädlinge, ferner Aussetzung der Töpfe in Zugluft.

Um Kochäpfel rasch und sparsam zu schälen,

läßt man sie wenige Sekunden in siedendem Wasser aufwellen und tut sie danach sofort in kaltes Wasser. Sie lassen sich dann abziehen und es geht wenig von den unter der Schale befindlichen Nährstoffen verloren.

Aus der Religionsstunde.

Drin' in der Schul' war mal 'ne Lehr',
Daß Gott überall zugegen wär.
Die Lehrerin, die gibt sich Müh',
Denn das verstehn die Kinder nie.
„Denkt euch, es ist die Zehnuhr-Paus',
Ihr alle seid im Hofe draus',
Ich bin allein im Zimmer hier,
Wer ist denn trotzdem noch bei mir?
Du, Aennchen sag', wer ist denn das?"
„Der Herr Lehrer aus der zweiten Klass'!" —

Salat.

Gemischter Salat. Salatkartoffeln, etwa 1 Pfd., werden gekocht, noch heiß abgeschält, in Scheiben geschnitten und sogleich mit 3 Eßlöffel Oel, 3 Eßlöffel heißem Wasser und 1 Teelöffel Salz vermengt. Inzwischen wurde auch ein Sellerie weich gekocht, nach dem Abschälen sofort mit Essig besprengt, damit er weiß bleibt, dann in Scheiben oder Würfel zerschnitten und den Kartoffeln beigemengt. Zwei gut gewässerte Heringe, zwei große oder drei kleine Aepfel, eine Pfeffer- oder einige Stücke Senfgurken (es können auch Zuckergurken sein) werden kleinwürflig zerschnitten, ebenso eine große Zwiebel — die fortgelassen werden kann, wenn jemand empfindlich dagegen ist —, ferner Pfeffer und so viel Essig und Zucker, wie der persönliche Geschmack wünscht, werden auch dazugefügt, und nun alles leicht, damit es keinen Brei gibt, vermischt, unter Zugabe eines Eidotters, das mit ½ Quart Milch verquirlt ist. Durch letzteres bekommt der Salat noch Glanz und Bindung. Er ist sehr wohlschmeckend und ersetzt den sogenannten italienischen Salat vollständig.

Einfacher Kartoffelsalat mit Rotkohl. 2 Pfd. Salatkartoffeln werden, noch warm, in Scheiben geschnitten. Dann rührt man eine Sauce von 4 Löffel Oel, 4 Löffel heißem Wasser und 4 Löffel gutem Essig, den man mit 1 Löffel Senf mischt, und würzt sie mit Pfeffer und Salz, einer fein geschnittenen Zwiebel und einer Prise Zucker. Man mengt die Kartoffeln gut, aber vorsichtig, damit durch. Einen kleinen Kopf Rotkohl oder auch Weißkohl schneidet man recht feinnudlig; nachdem er halb weich gekocht und abgegossen ist, mengt man ihn mit einem zurückgehaltenen Teil der beschriebenen Sauce recht gut durch und legt ihn in dickem Kranz um den Kartoffelsalat.

Heringssalat zu Pellkartoffeln. In Lothringen findet man häufig folgenden einfachen, aber sehr wohlschmeckenden Heringssalat, der auch gut zu Pellkartoffeln gegeben werden kann. Zu vier gut gewässerten und in kleine Würfel geschnittenen Milchheringen nimmt man einen Suppenteller voll in Würfel geschnittene rohe, nicht zu saure Aepfel, gibt eine feingehackte Zwiebel dazu, sowie die mit etwas Milch verrührte Milch der Heringe und vermischt alles gut.

Gemüsesalat. Die Grundlage hierfür müssen auch Kartoffeln bilden. Man nimmt dazu etwa 1 Pfd, ferner einen kleinen Sellerie, einige Mohrrüben, zwei Kohlrabi, etwas Blumenkohl und zum Garnieren einige rote Rüben. Kartoffeln und Gemüse werden weich gekocht und in kleine Vierecke oder Streifen geschnitten. Mit 2—3 Löffel Salatöl bräunt man 3 Löffel Mehl hellgelb, gibt so viel kaltes Wasser dazu, daß es eine dicksämige Masse ist, würzt diese durch Salz, Pfeffer, etwas in Wasser klar gerührtes gelbes Senfmehl und eine Prise Zucker und fügt entweder den Saft einer Zitrone oder guten Weinessig und ein mit etwas Milch verquirltes Ei bei. Die roten Rüben werden fein gehackt und kreuzweise über den in einer Glasschüssel angerichteten Salat gelegt.

Tüllvorhänge

Aus grobem Erbsentüll kann man sehr hübsche Vorhänge für einzelne Fensterscheiben machen, wenn man mit weißer Wolle ein Bordürenmuster ausnäht. Auf einer Seite des Vorhanges schlingt man große Zacken aus, an deren Spitzen die Ringe angenäht werden, durch die man die Vorhangstangen schiebt. Diese Zacken kommen dadurch nach oben, während die untere Seite des kleinen Vorhanges gerade läuft. Auf feinem Tüll näht man Motive aus Spitzenstoff auf und bringt am unteren Rand eine Rüsche aus engplissiertem Tüll an.

So war's nicht gemeint.

„Morgen früh um 7 Uhr möchte ich mit einem Kuß geweckt werden!"
„Gut. Ich werde es dem Hausknecht bestellen!"